

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

42.

Dienstag, am 8. April 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der alte Landpraktikus.

Aus dem Leben.

Ueber Wald und Fluren nieder
Sank die Nacht im Sternengewand;
In des Winters Schneegefieder
Liegt gehüllt das weite Land.
Von der Ruhe heil'gem Schweigen
Scheint das ganze Dorf umfahn.
Nur, sich brav im Dienst zu zeigen,
Schlägt ein treuer Hofs Hund an.
Doch, wer ist noch wach gehalten
Bei des Lämpchens mattem Licht,
Das dort durch die breiten Spalten
Schlecht verwahrter Fenster bricht? —
Still in seinem Sorgenstuhle
Sitzt ein grauer Praktikus —

Einer von der alten Schule —
Vor sich den Fabricius.

Ueber einen Fall im Orte
Liest er, und dabei halb laut
Sprechend die latein'schen Worte,
Des Accentes unvertraut.

Horch! mit schnarrendem Getöse
Hebt der alte Pendel aus, —
„Komm zur Ruhe, liebe Röhre,
Sieh, es löscht die Lampe aus“ —

Von der Ofenbank herunter
Hebt die Alte zögernd sich;
Dachs und Rabe werden munter,
Die schon längst der Schlaf beschlich.

Und vom Schlummer halb noch trunken,
Tappst sie nach dem Topfbret hin,
Auszugießen alle Funken,
Die im lauen Ofen glüh'n.

„Was die Kälte soll bedeuten? —
Weißt Du, daß die Mühle steht? —
Und dazu die schlechten Zeiten,
Wo zum Holze Alles geht!“ —

„Komm nur, Mutter! wie zerfchlagen
Bin ich von dem Wege früh;
Dieser Schnee! — und noch zu tragen
Bei mir das Verbandetui!

Und das Ding ist nicht so leichte!
Was auch Alles drinnen steckt! —
Als ich's jüngst dem Doctor zeigte,
Hat er lange mich geneckt.

Auf den Rücken sollt' ich's schnallen! —
Sein's ist wie ein Kartenspiel,
Freilich kann's mir schon gefallen,
Doch es kostet wieder viel.“ —

„Water, bleib nur bei dem Alten, —
Weißt ja, was das Beste ist:
Immer fest daran zu halten,
Da auch Du nicht jung mehr bist.“ —

Nach der Kammer hin verschwindet
Nun das alte Paar zur Ruh',
Wo's die Wände glitzernd findet
Und vom Eis die Fenster zu.

Von des Tages Müh'n und Lasten
Sind dem Schlaf' sie bald vertraut, —
Doch nicht lange währt dies Rasten,
Denn es klopft am Fenster laut.

„Ach, was mag's schon wieder geben! —
Ja doch, ja! ich komme gleich! —
Keine Ruh' im ganzen Leben! —
Wo ist denn das Feuerzeug?“ —

Und den alten Schafpelz über
Nimmt der Aesculap, und lugt
Aus dem nur halb off'nen Schieber,
Wer ihn noch so spät besucht.

„Doctor!“ ruft es, „nehmt's nicht übel,
Unser Richter ist so schlecht,
S'ist der alte Thomas Hübel,
Ich bin Görg, sein Mittelknecht!“ —

„Hätten's könn'n am Tage sagen,
Immer bleibt's bis in die Nacht, —
Und hernach wird Niemand fragen,
Was des Arztes Rechnung macht.“ —

(Schluß folgt.)

Erinnerungen

eines englischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

Als Weller, dessen Galeere dem Fahrzeuge des Kaisers so nahe vor Anker gegangen war, daß man fast jedes Wort der zwischen ihm und dem Generale gepflogenen Unterhaltung verstehen konnte, den Verdruß des Kaisers über die Langsamkeit des Unternehmens vernahm, brach er höhnlachend, gleichsam in einem Anfälle wilder Verzweiflung, wie er dieselben schon oft gehabt hatte, so laut, daß es dem scharfen Ohre des Kaisers nicht entging, in die Worte aus: „Maintenant Monseigneur, il durera encore beaucoup des années, en continuant l'ouvrage comme on a commencé!“

Des Kaisers Adlerblick hatte den kühnen Sprecher gegenüber bald ermittelt: „Allez, Rapp, amenez-moi ce brigand à cheveux blancs le second à coté du gouvernail,“ — mit diesen Worten entsendete er den General an Bord der nahen Galeere, wo sich bereits ein ungestümes Gedränge der Vorgesetzten um den Slaven erhoben hatte.

Weller, dem der Tod lieber, als ein ferneres so schmähhches Leben, trat unerschrocken in seinem Eisenschmuck vor den gewaltigen Mann.

„Wer ist er, wie heißt er, aus welchem Lande?“ so ungestüm fragend wendete sich der Kaiser an Rapp, nachdem er den vermeintlichen Verbrecher mit verächtlichem Blick gemustert hatte.

„Er ist mein Landsmann, Sire!“ erwiderte ruhig der General, der immer stolz darauf blieb, sich einen Deutschen nennen zu können.

Mit einem kurzen „Hm!“ drehte sich Napoleon sogleich wieder zu dem Gefangenen, indem er rasch herausstieß: „Was hat man gelernt?“

„Malerei und Baukunde, Majestät,“ erwiderte Weller, ohne aus der Fassung zu kommen.

„Ce veut dire, que vous êtes une espèce du génie, un homme pas entièrement inutile,“

— so sprechend drehte sich der Kaiser um und winkte, daß der Gefangene abgeführt würde, doch ihn noch einmal herbeirufend, fragte er unter einem kaum bemerklichen Anflug von Lächeln, welches nur leicht um seine Mundwinkel spielte, während das Auge so streng blickte, wie zuvor:

„Est ce, que vous connoisséz une méthode plus préférable?“ — wobei er auf die jetzt neuerdings auf den Galeeren in Bewegung gesetzten plumpen Schlammschiffe hindeutete.

Weller verbeugte sich zum Zeichen der Bejahung, und entfernte sich dann auf einen abermaligen Wink. Doch schon im Begriff, das Boot zu besteigen, rief ihn der Kaiser noch einmal mit der Frage zurück: „Seid Ihr sicher, das besser machen zu können, was Ihr da eben so kühn getadelt habt?“

„Ich glaube es sein zu können, Sire,“ erwiderte der Gefangene unter einer nochmaligen Verbeugung, und als er noch einige Momente auf eine neue Anrede des Kaisers vergebens gewartet hatte, wurde er an Bord seiner Galeere zurückgeführt.

Schon eine halbe Kabellänge vom Fahrzeuge des Kaisers hörte Weller, wie der General Klapp nach seiner gewohnten Weise in ziemlich derben Worten zu seinem hohen Gebieter redete, der seinerseits gleichfalls in vollen Eifer gerathen war. Am nächsten Morgen wurde Weller in die Werkstätten des Arsenalles geführt und ihm der Bau eines neuen Hafenspluges ganz nach seiner Idee übertragen. Die nöthigen Handwerker wurden ihm zur Verfügung gestellt, und ihm selbst ein zwar leicht vergittertes, aber reinliches Gemach mit den nöthigen Bequemlichkeiten angewiesen.

Das Werk mußte zur Zufriedenheit der revidirenden Marinecommissaire ausgefallen sein, denn

acht Wochen später wurde er, zwar noch leicht gefesselt, aber mit doppelten vollständigen Anzügen versehen, an Bord einer bewaffneten Felucke nach Genua übergeschifft und dem dortigen kaiserlichen Marinebaudepartement übergeben. Die Fesseln wurden ihm abgenommen, und er selbst nach wenigen Tagen als Unteraufscher der Arbeiten angestellt, jedoch erstreckte sich seine Freiheit nicht weiter als auf das Innere des Arsenalles.

Dem Scharfblicke d'Aubigné's, des damaligen Generalinspectors der italienischen Häfen, blieben die Fähigkeiten des gefangenen Deutschen nicht lange verborgen. Froissard, der Chef des Marineartilleriewesens, bediente sich seiner sehr häufig bei seinen mathematischen Berechnungen. Enfin — Weller wurde bald nachher auf die Empfehlung dieser beiden einflußreichen Männer gänzlich frei, dann Oberaufseher, und zuletzt Sous-Inspecteur der hydraulischen Arbeiten, in welcher Eigenschaft ich zufällig seine Bekanntschaft machte.

Es war lange über Mitternacht hinaus, als der auf so seltsame Weise gefundene Landsmann seine interessante Erzählung beendigt hatte. Die Kerzen waren tief herabgebrannt, und schon deutete ein rothiger Schimmer auf der Höhe des Forts Sperone den kommenden Morgen an, als mich mein freundlicher Wirth ermahnte, mir wenigstens auf dem Divan, wenn ich es nicht anders wollte, im Schlafe von einigen Stunden die mir nöthige Ruhe zu verschaffen.

Es war vier Uhr, und ich glaubte mich eben erst niedergelegt zu haben, als der über den Hafen hinrollende Morgenschuß, so wie auf dem Meere, auch auf der terra firma und unten im Hofe neues Leben verbreitete. Als ich an ein der nach dem Hafen führenden Fenster trat, flaggten bereits die Wimpel im Morgensonnengolde, während die Segel auf den Schiffen zum Trocknen vom Nachthau an den Maaen herabgelassen wurden. Im Hofe scharren und wieherten die Rosse nach ihrem Morgensfutter. Während ihnen dieses gereicht wurde, ordneten die Reiter an dem Sattelzeuge, dann wischten sie sich den Thau aus dem Barte und dem Haupthaare und rückten die Uniform und die Schärpe zurecht. Eine Stunde später versammelten sich die Sträflinge zur Ein-

nahme ihrer Mehlsuppe vor den Küchen, dann zogen sie in einzelnen Trupps, fast noch schrecklicher mit den halberwachten Gesichtern anzusehen als am vorhergehenden Abend, unter der Aufsicht ihrer Condottieri zur Arbeit in den Hafen.

Erfreulicher, als der Anblick der letzteren, war die Ankunft des Adjutanten, welcher die Nachricht brachte, daß sich das Regiment noch am selbigen Tage nach Sicilien einschiffen würde.

„Hin, wo es ist in Europa, wo es Wein giebt und schöne Mädchen und Futter für den Säbel, nur nicht nach Amerika, von dem unsre Großväter bereits genug gehabt haben! Keine Seelenverkäuferei wieder! Hurrah, nach Sicilien, tree times hurrah! Da giebt es Maccaroni, Wein und belle ragazzi! Es lebe king George!“

Jetzt wurden mit Lust die Pferde gestriegelt, und die Reiter machten darauf eine zweite sorgfältigere Toilette. Die gute Laune war wiedergekehrt und mit ihr der alte Eifer. Auch wurde dem Regimente zum Einkaufe der für die Seefahrt nöthigen Requisiten der Eintritt in die Stadt in einzelnen Abtheilungen freigegeben. Endlich wurden die Thore geöffnet, und das Regiment rückte unter dem Schmettern der Trompeten und dem Wiehern der Rosse in den äußern Hafen ein, wo jetzt die zu seiner Aufnahme bestimmten Transportschiffe eins nach dem andern mit leichten Topsegeln ihren Einzug hielten.

Nachmittags ein Uhr war die Embarkation in größter Ordnung, ohne daß ferner ein einziger Mann vermißt wurde, vollendet. Als ich die letzten Leute und Pferde meiner für das schöne dreimastige Schiff, die *Albeona*, bestimmten Abtheilung glücklich untergebracht sah, eilte ich noch einmal zu meinem neugewonnenen Freunde in das Innere des Arsenal's zurück, um ihn zu einem letzten Mahle abzuholen, welches einige meiner Kameraden, selbst die im Corps des braven Schill gedient hatten, und denen ich das Ergebnis der letzten Nacht flüchtig erzählt, dem patriotischen Dulder zu Ehren in aller Eile veranstalten zu müssen glaubten.

Das Interessanteste an diesem glorreichen Abende war sicherlich der seltsame Umstand, daß Weller die Bekanntschaft eines ehemaligen Schill-

schen Offiziers erneuerte, der sich um die Zeit, von der sich sein Unglück datirte, mit Lebensgefahr aus der Festung von Wesel gerettet hatte. Man ließ den hochherzigen Märtyrer für Freiheit und Vaterland so oft hoch leben, bis einzelne der wackeren Gesellen, die fest wie die Eichen auf dem Schlachtfelde gestanden hatten, zuletzt wie abgemähte Halme hinter den immer wieder gefüllten Gläsern niedersanken.

„O, Ihr deutschen Brüder!“ rief Weller lächelnd einmal über das andere, „Ihr seid doch immer noch die Alten geblieben mit Eurem Enthusiasmus. Ich für meine Person bin schon so ziemlich nüchtern in Italien geworden, seit ich mich gewöhnt habe, die Dinge, die jetzt in Deutschland vorgehen, so recht kalt aus der Ferne zu betrachten. Ich weiß fürwahr nicht, wo es besser ist mit dem alten Regime, dort oder hier! Hier in Italien hat man wenigstens Sonne und blauen Himmel, während es in Deutschland bei vielem natürlichen Nebel noch andere Verfinsterungen geben zu wollen scheint, die man sich von keiner Seite recht zu deuten vermag! Ich will es noch eine Zeit lang hier mit ansehen. So lange man mir meine achttausend Franken läßt, weiß ich nicht, was mir fehlen sollte, und sollte man in Gnaden geruhen, mir auch nur die Hälfte als Pension zu lassen, so ersetzt mir die Poesie dieses Landes, seine Alterthümer und seine Gemälde die genommene Hälfte. Nebel und mittelalterliche Zeiten, wie in Deutschland, brr, ich würde mich nicht mehr mit ihnen befreunden können, nachdem ich so schwer für mein Vaterland geduldet habe.“

Der Nebel, der an diesem Abend Vielen von uns die Augen in Folge der stets neu wiederholten Libationen ziemlich merklich verdunkelt hatte, war Schuld daran, daß wir erst viele Jahre später bei den in Deutschland bald auftauchenden, bald schnell wieder verschwindenden Erscheinungen die Bedeutung von des ernstern Weller's Worten begreifen lernten.

Jetzt nahmen einige der freudetrunkenen Reiter den wackeren Landsmann unter den Arm, und einige andere mit entforchten Champagnerflaschen voran, eröffneten laut Vorschrift den Zug nach dem Einschiffungsplatze, der an der omineusen

Mauerecke, Doria's Sommerpalaste fast gegenüber, vorbeiführte, wo Schiller's romantischer Fiesco so wenig romantisch um das Leben kam. Jede Kritik über den deutschen Lieblingsdichter, die damals mehr noch wie jetzt bei uns verpönt war, bei Seite gesetzt, wurde ihm in seinem Lieblingsweine ein dreimaliges Vivat getrunken. Dann flogen die Flaschen über den Vorsprung, um sich vielleicht auf demselben Fleck für ewig, oder doch für so lange in den Grund zu senken, bis das königliche Genua, welches nächst Neapolis die zweite Herrscherin der italischen Meere zu sein verdient, den Hafen einst aufräumen läßt, damit weltgebietende Flotten darin ankeren können!

Wieder war es Nacht geworden. Der Mond, von keinem Wölkchen getrübt, beleuchtete träumerisch den Hafen. Da ruderte eine kleine Barke über die silbernen Fluthen und in dem Fahrzeuge sangen deutsche Krieger, die Brust von Hoffnung angeschwellt, fern vom Vaterlande, wo sie am seltensten, Lieder von der deutschen Freiheit. Sie segelten fröhlich dem Schiffe zu, das sie noch weiter von der Heimath entfernen sollte, in der man jetzt mit Pomp die Feste des Friedens feierte, den sie gleich Hunderttausenden ihrer Mitbürger so blutig hatten erkaufen helfen.

Nur einem kurzen schönen Sommernachts- traume war dieser unser erster Aufenthalt im schönen Italien zu vergleichen. Man hatte kaum Zeit gehabt, ein flüchtiges Bild von Genua, geschweige von andern Landes Schönheiten in sich aufzunehmen, und wieder schwammen wir auf dem ach! so zauberreichen tyrrhenischen Meere.

O! wer doch jetzt noch von Zeit zu Zeit auf diesen wunderbaren, so tiefblauen Fluthen einhersegeln könnte, mit der ganzen Behaglichkeit, wie sie unsre neumodischen Dämpfer gewähren! Etwa zur alljährlichen, oft so nöthigen Erholung von manchem deutschen Herzeleid, hingestreckt auf schwellende Ottomanen die reine balsamische Lebensluft einathmend, jenen süßen Hauch der Natur, der, gleich dem brennend heißen Kusse einer Odalische, den Bewohnern jener glücklichen Himmelsstriche unaufhörlich zuruft: „o que dolce far niente!“ Dann würde uns wohl werden wie jenen glücklichen Bettlerkönigen am sonnigen Strande von Napoli. Man würde es durch

und durch, wenigstens mehr als bei den sich bei uns von Jahr zu Jahr vermehrenden Nebeln inne werden, daß Allen der Himmel das Leben zum Genuße der Freude geschenkt, daß wir höchstens nur Freudenthränen, Thränen der Liebe vergießen sollen, — daß der Mensch nicht allein dazu geschaffen ist, ein langes sorgenvolles Leben hindurch zur Erhaltung von Parasiten zu vegetiren, die Louis Philipp einst auf einer Reise in Amerika so treffend als die Cryptogamen bezeichnet, die sich an dem Aufschwunge des Landesflores überall hindernd anhängen.

Ob Louis Philipp als König der Franzosen diesen Ausspruch späterhin noch einmal in den Soireen des Palais royal wiederholt hat, müssen wir dahingestellt sein lassen! Daß es der Ausspruch eines weisen Mannes war, so wie wir den Nestor der Könige aus seiner Regierung kennen gelernt haben, wird Niemand in Abrede stellen wollen!

Damals war es ein einfaches englisches Transportschiff, auf dem wir über die sanftspielenden Fluthen des Mittelmeeres gen Sicilien hinabsegelten. Um den Comfort eines mit Roß und Mann in der heißen Jahreszeit überfüllten Fahrzeuges beurtheilen zu können, muß man selbst eine Zeit lang ein Bewohner desselben gewesen sein! Jedenfalls versichere ich allen denjenigen meiner Leser, welche sich bislang auf Fluß- oder Seefahrten nur der Dampfschiffe bedient haben, daß sie auf einem Transportschiffe, selbst wenn es zu den besseren gehört, wie es damals mit Sr. Majestät gutem Schiffe der Abeona der Fall war, keine Spur, weder von einem Salon, noch von sammetnen oder seidenen Divans, weder von Lüstres, noch von Tapeten, Bibliotheken, Gemälden, Kupferstichen, oder wohl gar von einem musikalischen Instrumente antreffen, wenn sich nicht zufällig ein hochländischer Dudelsack oder eine Pfeife aus Tyrene mit seinem Eigenthümer, dem Sohne einer jener Provinzen, der als Matrose an Bord dient, dahin verirrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Leipzig, Ende März.

Unsere Stadt feierte diesmal ein weltgeschichtliches Ostern, ein Auferstehungsfest des wahren Christenthums und der freien Vernunft aus den dunkeln Kerkern des Irrwahns und Gewissenszwanges, in dem die Menschheit seit Jahrhunderten gefesselt lag, die Begründung einer wahrhaft christlichen Kirche, frei von den Zuthaten menschlicher Satzungen, sich anschließend an den Geist des erhabenen StifTERS. Mit Bangen schauten Deutschlands Völker, so weit sie dem Lichte zugewendet sind, mit freudiger Zuversicht Rom's Anhänger auf die Kirchenversammlung, die hieher berufen worden, um die einzelnen deutsch-katholischen Gemeinden zu einem einzigen, durch das Band der Liebe und Einheit verbundenen Ganzen zu verschmelzen. Wird es gelingen, das große Werk? fragten sich zagend die Freunde desselben. Kann es denn gelingen?! frohlockten die Gegner. Und doch ist es herrlich ausgeführt worden, ein prachtvoller Tempelbau steht die deutsch-katholische Kirche vollendet da, in drei Tagen war er aufgerichtet und seine Grundfesten werden nie wanken, sie stehen auf dem Felsen der einzigen und ewigen Wahrheit. Lassen Sie mich über den Gang des großen Ereignisses, so viel ich ihn beobachten konnte, Ihnen einige Mittheilungen machen.

In freudiger Bewegung sahen Leipzigs Bewohner der auf das Osterfest angelegten deutschen Kirchenversammlung entgegen und geleiteten die anlangenden Deputirten nach dem SitzungsSaale im Hotel der Stadt Rom, wo am Morgen des ersten Ostertages die vorbereitenden Verhandlungen über die Abhaltung des Concils gepflogen, und zum Präsidenten der Vertreter der Dresdner Deutsch-Katholiken, Professor Wigard, zu dessen Stellvertreter unserer wackerer Mitbürger Robert Blum ernannt wurden. Vertreten waren auf dem Concile die Gemeinden und Vereine von: Schneidemühl, Breslau, Berlin, Magdeburg, Elberfeld, Rauen, Liegnitz, Genthin, Braunschweig, Offenbach, Hildesheim, Dresden, Dschag, Dahlen, Wurzen, Annaberg, Chemnitz, Penig, Zschopau und Leipzig durch eigne Abgeordnete, Gaub, Hamm, Anna, Wiesbaden und Worms hatten brieflich ihre Zustimmung zu den Beschlüssen zugesichert. So begann denn die erste Verhandlung Nachmittags fünf Uhr mit Berathungen über die Art und Weise des Concils, und wurden die von Professor Wigard entworfenen Punkte meist und mit geringen Abänderungen angenommen. Nur die Bestimmung, daß etwa dissentirende Gemeinden während der Dauer ihrer Meinungsverschiedenheit ihr Stimmrecht verlieren sollten,

ward abgeworfen; Blum verglich sehr richtig solche Gemeinden mit republikanischen Schattirungen einer constitutionellen Ständekammer und erlangte, daß gar nichts darüber festgestellt, die Maßnahmen der Zeit überlassen wurden. Die Einberufung des Concils soll regelmäßig in jedem fünften Jahre, jetzt jedoch häufiger stattfinden.

Am zweiten Feiertage, Morgens zehn Uhr, hatte der erste Gottesdienst im SitzungsSaale der Stadtverordneten statt, da die Genehmigung zur Abhaltung der öffentlichen Feier in der von den städtischen Behörden bewilligten Kirche von der Regierung noch immer nicht erfolgt ist. Kaplan Kerbler, in schwarzer Amtstracht, hielt die Predigt über den Hauptgedanken: Christus ist auferstanden in und unter uns, in wahrhaft erhebender Weise und rief dann der Gemeinde in der Abendmahlsrede eine ernste Mahnung zu, sich für die ihr noch bevorstehenden Kämpfe zu kräftigen. Die ganze Versammlung, je vier und vier, zuletzt die Abgeordneten des Concils, empfingen jetzt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und hier ist die Feder unvermögend, die Gefühle zu schildern, die sich bei dieser längst entbehrten Feier in den Zügen so vieler aussprachen. Nachmittags halb vier Uhr ward über Gemeindevesen und Gemeindevorfassung berathen, dabei der Name „deutsch-katholische Kirche“ als der entsprechendste angenommen. Zugleich soll ein Erbauungs- und Gebetbuch gesammelt und einer Prüfungscommission, bestehend aus den Vorständen von Leipzig, Dresden und Breslau, vorgelegt werden. Die nächste Versammlung, am 25., früh neun Uhr verhandelte die Frage über den Gottesdienst. Es soll dieser des Morgens stattfinden, des Nachmittags aber Vorträge gehalten werden, mit Genehmigung des Gemeindevorstandes auch von Laien. In der Nachmittags-Sitzung, der auch Ezerški beiwohnte, begann eine scharfe Debatte, man berieth sich über das festzustellen allgemeine Glaubensbekenntniß. Hier waren es besonders die Schneidemühler, die durch ihren Gemeindevorstand Sängler bestimmte positive Fassung forderten und eine nähere Entwicklung der Person und des Wirkens Christi u. A. m. wünschten. Endlich aber fügten auch sie sich und erkannten das Bedürfnis eines allgemein gehaltenen Bekenntnisses, welches der ausgesprochenen Glaubens- und Gewissensfreiheit keinen Zwang auflegt. Und so ward endlich die heilige Schrift als einzige Grundlage der christlichen Lehre festgestellt, deren Auffassung und Auslegung der von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft freigegeben ist. Ein Abendessen in den Sälen der Stadt Rom, gewürzt von ernstern und heiteren Trinksprüchen, beschloß diesen Tag.

Am folgenden 26. März endlich traf Ronge ein und wohnte der letzten Sitzung bei, in der man sich noch über einige vorher nur eventuell angenommene Bestimmungen einigte und die Art der Priesterweihe fest-

septe. Diese erfolgt, ohne sacramentalische Bedeutung (welche wiederum Schneidemühl hineintragen wollte) einfach durch Handauslegen des Ältesten in der Gemeinde, Vorhaltung der zu übernehmenden Pflichten und Handschlag des Geistlichen. Ronge oder wer sich sonst noch dazu berufen glaubt, soll einen Katechismus entwerfen, der dann ebenfalls einer Prüfung zu unterliegen hat. Endlich ward noch beschlossen, ein Lossetzungsschreiben an die römische Geistlichkeit zu erlassen und (was harte Kämpfe gebären wird!) die Rechte der

Deutsch-Katholischen auf das katholische Kirchengut zu wahren. So waren denn in fünf Sitzungen einundfünfzig Punkte durchgängig einstimmig angenommen worden, es gab jetzt kein Schneidemühl und kein Dörfenbach, kein Hildesheim und kein Breslau mehr, als Brüder sanken sich die Mitglieder der „deutsch-katholischen Kirche“ unter Freudenthränen in die Arme. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Deutsch-katholische Gemeinden und Vereine. Wir gaben in Nr. 32 das erste Verzeichniß derselben, seit der Zeit sind neu hinzugekommen:

in Preußen: Landshut, Liegnitz, Oppeln, Schweidnitz, Unna, Genthin, Bochum, Witten, Kreuznach, Chodzielesan, Freistadt, Görlitz, Königsberg, Filehna, Rauen, Friesak, Festenberg, Hamm, Danzig, Schlawenz, Hörter, Stargard;

in Sachsen: Marienberg, Penig, Dahlen, Dschas, Wurzen;

in Württemberg: Biberach;

in Mecklenburg: Wismar, Schwerin, Ludwigslust;

in Kurhessen: Isenburg, Hanau, Fulda;

im Großherzogthum Hessen: Darmstadt.

Außerhalb Deutschlands sind Bromberg im Posenschen und das jansenistische Holland von gleicher Idee durchdrungen. Demnächst dürfte die Bewegung in Frankreich (Elsaß) sich zeigen. Die erste Auflage der Uebersetzung von den Sendschreiben Ronge's ist in Lyon (!) bereits vergriffen. — 24.

Wie viel ein Kuß einer Schauspielerin werth ist. Hierüber gab man uns jüngst Aufschluß. Es wird erzählt, daß, als vor einiger Zeit in Hamburg für einen herabgekommenen Nimen von seinen mitleidigen Kunstgenossen Collecte gesammelt wurde, die reizende Antoinette Bebrün, die bald die unsre sein wird, es auf sich nahm, bei dem Geldfürsten Salomo Heine fürzusprechen. Sie trifft den alten Herrn beim Frühstück; er nöthigt sie freundlichst, ihm Gesellschaft zu leisten, und verspricht 100 Mark Banco zu zeichnen. „Und — fügt er hinzu — wenn Sie mir einen Kuß geben, zeichne ich 1000 Mark.“ Antoinette, gerührt von seiner Menschenfreundlichkeit, fällt ihm um den Hals und gewährt als barmherzige Schwester das

Verlangte. Also neunhundert Mark Banco! Sapi-
enti sat! 26.

Darf man in einem Theater schlafen? Die Sache kam in diesen Tagen vor der Pariser Zuchtpolizei zur Entscheidung, und zwar auf folgende Veranlassung. Ein gewisser Berlingot schlief im Paradies eines Theaters, da wahrscheinlich das Stück, welches man aufführte, mißfiel. Das Schlafen scheint nun allerdings, selbst im Theater, kein Verbrechen zu sein, aber Berlingot — schnarchte auch und zwar so, daß er seine Nachbarn in ihrer Aufmerksamkeit störte. Es trat demnach ein Municipalgardist zu ihm und gab ihm einen freundschaftlichen Wink, der wohl etwas zu handgreiflich ausgefallen sein mochte, denn Berlingot fuhr auf, und nannte den Diener der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ein Kameel. Der Municipalgardist hatte wahrscheinlich Buffon's Naturgeschichte nicht gelesen, denn er fühlte sich durch diesen Vergleich mit jenem höckerigen Thiere, dem der berühmte Naturforscher eine so begeisterte Lobrede gehalten hat, keineswegs geschmeichelt, nahm vielmehr den Herrn Berlingot am Kragen und führte ihn auf die Wache. Am andern Tage erschien derselbe tief betrübt vor dem Zuchtpolizeigericht, wo der Municipalgardist den Vorgang erzählte, und hinzusetzte, er sei von mehreren Nachbarn des schnarchenden Berlingot herbeigerufen worden. „Ist es denn meine Schuld, daß ich schnarche!“ vertheidigte sich der Angeklagte. „Das Schnarchen ist ein Erbfehler meiner Familie, und sogar Veranlassung geworden, daß mein Vater wegen Mangels an einer Wohnung in's Gefängniß gebracht wurde. Es wollte ihn Niemand in's Haus nehmen, weil er so stark schnarchte, daß die andern Bewohner des Hauses nicht schlafen konnten.“ — „Man geht nicht in's Theater, um zu schlafen,“ bemerkte der Präsident des Gerichts.

— „Ich bin auch nicht des Schlafens wegen hineingegangen, und wenn man mich amüßert hätte, würde mir es auch gar nicht eingefallen sein; die Polizei sollte dafür sorgen, daß man in den Theatern den Leuten für ihr gutes Geld keine Stücke vorspielt, bei denen sie einschlafen.“ — Das Publikum lachte, aber die Verteidigung konnte den Angeklagten vor der Strafe von 25 Francs nicht retten, die gegen ihn ausgesprochen wurde. Berlingot schwur, als er sein Urtheil gehört hatte, hoch und theuer, nie wieder ein Theater zu besuchen. —

Das katholische Bisthum Meissen???. Der bormalige Dombachant Dittrich zu Budissin ist zur höchsten Verwunderung des Publikums in einer öffentlichen Dankfagung der Dresdner katholischen Schulväter in Bezug auf seine frühere Stellung als „Administrator des Bisthums Meissen“ bezeichnet worden. Man hat hierauf nicht unterlassen, öffentlich eine Auskunft über dieses aller Welt unbekanntes Verhältniß zu verlangen. Diese Auskunft ist nicht erfolgt und wird jedenfalls nicht erfolgen, da sie in einer die Frager zufriedenstellenden Weise nicht gegeben werden kann. — Auch derartige Titel-Anmaßungen gehören zu den bekannten confessionellen Uebergriffen und müssen auf das Entschiedenste zurückgewiesen werden. Unsere obere protestantische Kirchenbehörde wird doch wohl die freigebigen, katholischen Herrn Schulväter gebührend verständigt haben! 25.

Die Wohnungsmiethe in Wien beträgt für das Jahr 1845, nach den officiellen Angaben, in der innern Stadt und den sämtlichen Vorstädten 13,445,964 fl. 45 Kr. Conv.-M., wovon auf die innere Stadt 5,536,101 fl. 55 Kr., und auf die Vorstädte 7,909,862 fl. 50 Kr. kommen. Im Jahre 1820, von wo an die jetzt bemerkbare große Baulust dort sich zu manifestiren begann, betrug die Gesamtsumme nur 8,107,140 fl. 42 Kr., ist also in diesem Vierteljahrhundert um 5,338,824 fl. 3 Kr., d. h. um mehr als die Hälfte, gestiegen. So auffallend möchte das Verhältniß nicht leicht an einem anderen Orte sein.

Auch ein Heirathsgesuch. Ein ansehnlicher biederer Mann, in der Mitte der Dreißiger, dem es an Zeit fehlt, sucht eine solide Hausfrau, auf Geld, Schönheit und äußere Fehler sieht er nicht. Alter und Religion ist gleich, wenn sie nur christlichen Sinn hat, und Treue besitzt, die nicht um Kronen feil ist. Auch ist's gleich, ob sie Kinder gehabt oder hat, wenn

sie bloß friedlich ist, am liebsten eine arme Waise oder eine, die allein dasteht. Jungfrauen oder Frauen bittet man unter L. Nr. 48 im K. Intelligenzcomptoir abzugeben, die größte Verschwiegenheit wird zugesichert. — So liest man im Berliner Intelligenzblatt.

Treffende Charakteristik. Kunst, nemlich der bekannte Mime, ist einer der merkwürdigsten Schauspieler, mit herrlichen Mitteln, klangvollem Organ, imponirender Gestalt — aber er ist mit der Zeit nicht im Einklange. Es scheint, als wäre er, die Paraderolle damaliger Zeit im Arme, vor 25 Jahren eingeschlafen, jetzt wieder erwacht, und beginne nun dort, wo er vor einem Vierteljahrhundert aufhörte — fast nichts als veraltete Coulissenreißerei. Und dieser Künstler macht in Berlin gewaltiges Furore beim Publikum — gewiß charakteristisch für den Geschmack und das Verständniß echter Kunstleistungen auf der Bühne! 18.

Journalistik in Preußen. In der Berliner Petition um Pressfreiheit, welche Th. Mügge zum Drucke befördert hat, giebt derselbe über diesen Gegenstand folgende Notizen. Es erscheinen in Preußen 454 Zeitungen, Tagesblätter und Zeitschriften (also im gesammten Staate fünf weniger als in Paris). Darunter sind jedoch nur 42 politischen Inhalts — und von ihnen kommen auf die Residenz mit ihren nahe an 400,000 Einwohnern nur drei — 104 Verordnungsblätter der Regierungen, 190 Unterhaltungsblätter, denen die Aufnahme und Besprechung politischer Gegenstände verboten ist; der Rest sind Erbauungsblätter u.

Kritiker bedienen sich bei ihren Beurtheilungen gewöhnlich des Wortes Wir. Weshalb? — Weil das „Ich“ Anmaßung, das „Wir“ aber Bescheidenheit bezeugt, indem es anerkennt, nicht allein daß Einer vom Andern lernt, sondern auch daß ein, freilich nicht selbstthätig und real Mitwirkender, mitthätig dabei gedacht wird. Des Kritikers Genosse ist das Publikum, und wenn dies auch wirklich hier und da einmal zurückbleibt, und längere Zeit zurückbleibt: es wird doch nicht zu verkennen sein, daß der wahrhaft gebildete Theil desselben auch stimmfähig und nicht ohne Urtheil ist. Wie dem Kritiker ein Amt anvertraut ist, so vertraut er dagegen darauf, daß die Einsicht des Publikums mit ihm ist, und weil dieser Anerkennung gebührt, so sagt der Kritiker „Wir“, damit die Bessern im Publikum bei einem summarischen Urtheil sich nicht übergangen, vielmehr immer mit in Betracht gezogen sehen. 36.

Druck von Carl Rammig — in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.